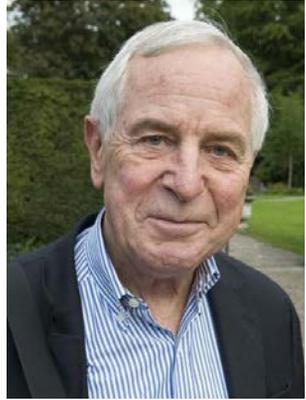




Im Gedenken an

Peter Studer

8. November 1935 – 2. Dezember 2023



Titelbild

Peter Studer mit Werkskizze von Sol LeWitt, im Hintergrund das Original.

«Bei einem Eigentumswechsel darf das Bild an einem neuen Standort durch Spezialisten der Sol-LeWitt-Foundation wieder aufgetragen werden. Mit Zustimmung der Foundation dürfen die Gesamtgrößen der Zeichnung sogar leicht vergrößert oder verkleinert werden.»

Quelle: Peter Studer, mit Bildzitat aus
«Kunst- und Kulturrecht», 2018
Foto: Bruno Glaus, 2016
(© Sol LeWitt-Foundation, Pro Litteris)

Peter Studer – Herzensmensch und Gesprächsanwalt

In Luzern aufgewachsen, studierte Peter Studer Rechtswissenschaften in Zürich und Paris. Nach einer Tätigkeit in einer Anwaltskanzlei entschied er sich aber für den Journalismus. 1963 berichtete er als freier Korrespondent für verschiedene Medien aus dem Kongo. 1964 wechselte er zum «Tages-Anzeiger», arbeitete als USA-Korrespondent und berichtete als Reporter aus dem Vietnamkrieg. 1966 erhielt er ein sechsmonatiges Stipendium am «World Press Institute» in den USA, wo er seine Frau Margaret kennenlernte. Sie heirateten 1968 in der Schweiz, wo sie in Rüslikon bis zu seinem Tod zusammenlebten. 1978 bis 1987 wirkte er als Chefredaktor des «Tages-Anzeigers», anschliessend drei Jahre als publizistischer Leiter des Verlags Tamedia. 1989 wurde Peter Studer Chefredaktor des Schweizer Fernsehens. Nach seinem Rücktritt 1999 stand er von 2001 bis Ende 2007 dem Schweizer Presserat vor. Er verfasste – teilweise zusammen mit Rechtsanwalt Rudolf Mayr von Baldegg – mehrere Bücher zum Medienrecht, zusammen mit Vinzenz Wyss und Toni Zwyszig den Leitfaden «Medienqualität durchsetzen» (2012) und zusammen mit Rechtsanwalt Bruno Glaus Werke zum Kunstrecht. Von 2006 bis 2012 war er Präsident des Schweizer Kunstvereins. Die Universität St. Gallen, an der Studer Medienrecht lehrte, ernannte ihn 2005 zum Ehrendoktor. Als Medienethiker und Jurist trug er über Jahre massgebend zur Rechtsentwicklung bei. Sein medienethisches «soft law» wurde von den Gerichten bei den Güterabwägungen wiederholt zur massgebenden Rechtsnorm erklärt. Studers medienrechtliches Vermächtnis erschien 2015 im Buch «Datenschutzrecht». 2018 wurde er mit dem Zürcher Journalistenpreis für sein Lebenswerk ausgezeichnet. Im gleichen Jahr erschien sein letztes Buch, «Kunst- und Kulturrecht» (*Saldo*; zusammen mit Regula Bähler und Bruno Glaus). 2005 wurde Peter Studer in der Buchpublikation «Läufer, Mietmaul, König» von Matthias Ackeret als einer von siebzehn Schweizer Anwäl:innen porträtiert (*Orell Füssli, Hrsg. Bruno Glaus/Karl Lüönd*). Dieser Textauszug kann auf den Folgeseiten nachgelesen werden.

Ursprünglich wollte der promovierte Jurist Peter Studer in seiner Heimatstadt Luzern eine Advokatur eröffnen. Doch es kam alles anders. Studer erlebte als Auslandredaktor den Vietnamkrieg und die Watergate-Affäre. Später leitete er die Chefredaktion des «Tages-Anzeigers» und des Schweizer Fernsehens SF DRS. Heute präsidiert er den Schweizer Presserat. Eine verhinderte Anwaltskarriere oder «retour au premier amour», wie Studer sagt?

Ein Liberaler zwischen allen Stühlen

Matthias Ackeret über Peter Studer

Fotografie: Alberto Venzago

Vietnam, Sommer 1967. In der Nähe des 18. Breitengrads herrschte grosse Nervosität. Es war heiss, feucht und gefährlich. Klare Fronten gab es keine; der Guerilla lauerte überall. Die kommunistischen Truppen, Nordvietnamesen und Vietcong-Rebellen, bereiteten bereits die kriegsentscheidende Tet-Offensive vor. Am Rande des Reisfelds: Ein amerikanischer Leutnant schüttelt den Kopf. Soeben erzählt ihm Peter Studer, Jungredaktor des «Tages-Anzeigers» und Infanteriehauptmann der Schweizer Armee, dass er solch buschiges Gelände mit seinen Soldaten in breiter Formation durchquere. Dies habe er in schweizerischen Manövern gelernt. Doch der kampferprobte Leutnant lacht trocken: Ein tödliches Unterfangen – der Boden sei mit Tretminen übersät. So reiht sich Studer in die Einerkolonne hinter den schwarzen «Spürern» aus dem Ghetto von Cleveland ein, am Wegrand Spuren früherer Feuerüberfälle.

Einige Tage zuvor war Studer in einem Hercules-Transporter aus Saigon nordwärts geflogen. Auf dem Schwarzmarkt von Da Nang kleidete ihn der Feldweibel in einen 300 Dollar teuren Kampfanzug samt Fallschirmstiefeln ein. Wenn schon «Stützpunkt Charlie», dann standesgemäss. Mit seinem farbigen Hemd, so der Feldweibel, wäre er für die Vietcong-Scharfschützen die ideale Zielscheibe gewesen. Sportliches Schiesstraining am lebenden Objekt. Studers Auftrag war klar: ungeschminkte Reportagen und Hintergründe aus diesem seltsamen Krieg, der sich trotz General Westmorelands gebetsmühlenartigen Beschwörungen, er sehe «Licht am Ende des Tunnels», unendlich dahinzog. Im Gegensatz zu den späteren Drittweltkriegen hiessen die Amerikaner in Vietnam Beobachter willkommen: Der Sieg der guten Sache war gewiss. Doch nicht die Propaganda war Studers beste Quelle, sondern der Blick auf die Realität. So wohnte er auch nicht den traditionellen Briefings in Saigon, den «Five o'clock follies», bei, sondern informierte sich in den Dörfern bei den Lehrern und französischen Missionaren: Man war ja katholisch erzogen, et on parlait français. Etwa

sechs Wochen bereiste Studer Südvietsnam – und seine Skepsis festigte sich. Doch auf wirklichen Widerstand stiess er erst an der Schweizer Heimatfront: Als Studers Reportagen im «Tages-Anzeiger» erschienen, brandmarkte ihn Hans Georg Lüchinger, freisinniger Vorderbänkler im Nationalrat, in einem Leserbrief als linken Fellow Traveller und Verräter an der «freien Welt». Dies nötigte Chefredaktor Walter Stutzer, in der Zeitung Studers «ehrliche Berichte eines bürgerlichen jungen Schweizers» zu verteidigen.

Ein Vorgeschmack der Rolle, die der Luzerner später oft einnahm: die des Liberalen zwischen den Stühlen. Sei es beim Inserateboykott der Autoimporteure («Autolobby») 1979 oder während der Jugendunruhen Anfang der Achtzigerjahre («mein «Stahlgewitter» – dem «Globus-Chef» und dem Stadtrat war ich «zu links», der linken Redaktionsfraktion und den Jugendrebellenden «zu rechts»»). Fast schon legendär ist das Verhältnis zum 1993 verstorbenen Schriftsteller Niklaus Meienberg, einer Ikone der Schweizer Linken. Dieser apostrophierte Studer regelmässig als «Steter Puder» und – weniger poetisch – als «Scheissliberalen». Der Angeschossene erinnert sich: «Meienberg bezeichnete mich so, weil ich nach dem Schreibverbot des Verlegers Otto Coninx (1976) am Tagi verblieb. Ich hingegen verstand mich als «Beissliberalen». Meienberg und seine Anhänger nannten Foucault, Sartre und Adorno als Vorbilder; die meinigen hiessen Camus, Schlesinger jr. und Dahrendorf.» Es gab skurrile Weiterungen. «Einmal rief mich eine «Weltwoche»-Redaktorin an und stellte mir ein Porträt aus Meienbergs Feder in Aussicht. «Ich hoffe, er wird nicht nur über mich, sondern auch mit mir reden», meinte ich kleinlaut. «Das ist unwichtig», sagte sie. «Wer von Meienberg zerhackt wird, geht in die Literaturgeschichte ein.» Studer sieht es heute ähnlich. Die von ihm hoch geschätzte Meienberg-Biografie von Marianne Fehr steht vorne in seinem Büchergestell.

Die Antagonismen brachen später seltener auf, kamen aber bis in die späten Neunzigerjahre gelegentlich wieder vor. Noch bei der Kontroverse um die tendenziöse BBC-Dokumentation «Nazigold und Judengeld» schaltete Nationalrat Blocher wütende Inserattexte in den Zeitungen, und konservative DRS-Publikumsräte legten ihm, der doch «eigentlich ein Gentle-

man» sei, den Rücktritt nahe. (Fernsehndirektor Peter Schellenberg machte dem Publikumsrat hierauf eine Szene, hatte eine interne Untersuchung Studer doch entlastet). Immerhin musste sich der Chefredaktor auf den «heissen Stuhl» der «Rundschau» bequemen, wo Moderator Hannes Britschgi ihn fragte: «Wie naiv darf ein Chefredaktor sein?» Studer antwortete etwas gedrückt: «Nicht allzu sehr. Aber er muss Vertrauen in seine Leute haben – auch auf das Risiko von Fehlern hin.» Doch immer wieder bricht der bedächtige Jurist durch. Polemische und pointierte Attacken, wie sie seine einstigen Berufskollegen Niklaus Meienberg, Roger Schawinski oder Peter Uebersax pflegten, sind ihm fremd. «Es mag kein Abzeichen eines dynamischen Seelenlebens sein, aber ich bin während meines Erwachsenenlebens wohl immer etwa auf demselben ideologischen Quadratmeter verharret», meint Studer heute. «Manchmal ziemlich pragmatisch, weil ich ja auch das Schicksal einer grossen Redaktion und des Unternehmens dahinter mit bedenken musste. Heute, wo ich nur mehr mich selber verantworte, hoffentlich etwas altersradikal. Eine grössere Spannweite weist mein kurzzeitlicher Nachfolger (bei SF DRS) auf: Filippo Leutenegger, der das Spektrum von der ganz linken Kraftwerkbesetzerszene bis hin zum rechtsfreisinnigen Kämpfer gegen die Mutterschaftsversicherung durchschritten hat. In unserem Beruf gibt es eben Reifungsprozesse in alle Richtungen ...»

Studers Karriereweg ist allerdings kurvenreicher, als man auf den ersten Blick vermuten würde. In komfortablen Luzerner Verhältnissen aufgewachsen, hatte der 1935 Geborene bereits früh sein Berufsziel definiert: eine eigene Kanzlei in der Heimatstadt. Doch seine Mutter wünschte sehnlichst den Arztberuf: «Der schönste Beruf, ein Praxishaus mitten in der Stadt, der Ruf deines Vaters ...», lockte sie ihren Sohn. Doch dieser hatte keine Lust auf Naturwissenschaften und ging auf innere Opposition zum asketischen Gutmenschentum seines Vaters. «Mein Herz schlug für Literatur, Kunst, Film und Politik», sagt Studer heute. Eine sanfte Rebellion: Arzt nein, Akademiker ja. Pfadi- und Militärführer Hans W. Kopp riet ihm zu einer Dissertation über Stockwerkeigentum sowie zum Patent als Rechts-

anwalt und Urkundsperson. Neben dem Jusstudium schrieb Studer für das mittlerweile eingegangene «Luzerner Tagblatt» Filmrezensionen und Lokalartikel. Und als drittes Bein betreute er zusammen mit dem späteren Gewerkschaftspräsidenten Walter Renschler, Peter Arbenz, Hans W. Kopp, Elisabeth Kopp-Iklé, Thomas Fleiner und anderen jahrelang Studenten aus Entwicklungsländern. Da der Verein Wirtschaftsförderung fand, man dürfe diese ungefestigten Seelen nicht «dem Weltkommunismus» überlassen, finanzierte er deren Engagement. Später, in Amerika, fand Studer heraus, dass man dies «Cold War Liberalism» nannte; als Leitstern über allem: John F. Kennedy, den er zutiefst bewunderte.

Bonaventure, einer der kongolesischen Studenten in Genf, gab den Anstoss für die US-gesponserte Stelle als Secrétaire de Rédaction bei der kongolesischen Zeitung «Le Progrès». Studers Abenteuergeist erwachte: Noch einmal die grosse Weltfahrt auf Joseph Conrads Spuren in das «Herz der Dunkelheit», bevor er als Kleinstadtjurist vor Anker gehen würde. Trotz Unbehagen der Familie verabschiedete er sich in Richtung Schwarzafrika. Dort wirkte er in der «Le Progrès»-Redaktion als graue Eminenz und «weisser Allzweck-Fixer im Hintergrund», der Berichte redigierte und – wenn notwendig – auch zensierte. So ging eine Reportage über Uno-Offiziere, die kongolesische Säuglinge raubten, um das menschenleere Indien zu bevölkern, nie in Druck. Einer der Eigentümer von «Le Progrès» war der spätere Präsident Joseph-Désiré Mobutu, der von seinen Anhängern später als «Hahn, der jede Henne besteigt» gerühmt wurde. «Wollen Sie meine Kämpfer mit den Regeln der humanen Kriegsführung vertraut machen – eine Art «Heer und Haus»?», fragte der frisch gebackene General Mobutu, vom Schweizer Botschafter mit den hiesigen Verhältnissen bekannt gemacht. So übernahm Studer zeitweise noch die Armeezeitung, druckte Flugblätter, konzipierte Armeeradioprogramme in Lingala, sprach französische Kommentare in der nördlichen Garnisonsstadt – und kam wochenlang nicht weg, weil Rebellen die Garnison eingeschlossen hatten. «Die Meldungen aus dem nördlichen Grenzgebiet dieses potenziell so reichen Landes lesen sich heute noch ähnlich», meint Studer nachdenklich.

1964 kehrte er in die Schweiz zurück; doch das Anwaltsleben konnte warten. Unverhofft lockte das Auslandsressort des «Tages-Anzeigers» mit Redaktionsstelle und einem Monatslohn von 1500 Franken. Studer war von der angloamerikanischen Neuausrichtung der Zeitung, die der damalige Chefredaktor Walter Stutzer – auch ein Luzerner – eingeleitet hatte, begeistert. Das Experiment erwies sich als bahnbrechend für die Schweiz. Auch da noch ein Jahr reinschauen? Sogleich vom Journalistenvirus «angefixt», sollte er indes nie mehr nach Luzern zurückkehren, zu langweilig und zu konventionell erschien ihm die Juristerei. Eine einschlägig tätige Dame las ihm damals aus der Hand: «Ihr Venusberg deutet das Glück an, jeweils im richtigen Moment vor dem richtigen Loch zu stehen.» Während des folgenden Vierteljahrhunderts arbeitete Studer in den vielfältigsten Funktionen für den Tag: als Auslandsredaktor, USA- und Bundeshauskorrespondent, Chefredaktor und für kurze zwei Jahre als publizistischer Leiter und Geschäftsleitungsmitglied, bis er sich Ende der Achtzigerjahre dem damaligen Direktionspräsidenten Heinrich Hächler entfremdete. Als ihm der Aufbau des Auslandgeschäfts angeboten wurde, lehnte er wohlweislich ab: «Die damalige Tages-Anzeiger AG war (ist) unverrückbar auf die Grossmünstertürme fixiert; über Uster hinaus (und auch das nur für kurze Zeit) wagte sie sich nie.»

Eine frühe Station muss noch ausgeleuchtet werden. Kaum hatte sich Studer in der TA-Auslandsredaktion eingerichtet und 1965 den Hauptmann abverdient, meldete sich das World Press Institute in St. Paul Minnesota und bot ein Stipendium für «promising young journalists» an: ein Jahr Berufsbildung, Praktika, Reisen in den USA, Originalton-Berichte für «Echo der Zeit»! Doppelte Chance: Die erste Stipendiatin des Instituts, Margaret Walsh aus Perth, wurde 1968 Frau Studer. Sie schreibt heute noch aus Zürich eine Kolumne über Kunst und Geld für das «Wall Street Journal Europe».

«Welches ist das Schlüsselerlebnis Ihrer Laufbahn?» Der pensionierte Journalist überlegt nicht lange: «Washington und die Watergate-Affäre, 1970/74.» Studer war damals offiziell erster vollamtlicher Amerika-Korrespondent des «Tages-Anzeigers». Seine Zweizimmerwohnung lag direkt





gegenüber dem Watergate-Komplex, in dem die Demokratische Partei ihr Hauptquartier eingerichtet hatte. Als 1972 erstmals Gerüchte über einen nächtlichen Einbruch im Demokratischen Sekretariat kursierten, taten dies die erfahrenen Auslandkollegen im National Press Building als einen der Bubenstreiche ab, wie sie während überhitzter Wahljahre vorkommen. Zu Unrecht: Bei einem Abendessen lernte Studer einen Redenschreiber – früher ein bekannter Investigative Reporter – aus dem Weissen Haus kennen. Wein lockerte seine Zunge. Zu später Stunde erzählte er von den Phobien des Präsidenten Nixon, von merkwürdigen Plänen, die Geheimleute im Keller des Weissen Hauses schmiedeten: «Dieser kleine Watergate-Einbruch ist die Spitze eines Eisbergs.» Studer, hellhörig geworden, rief Zürich an und verlangte «viel Platz» für die Watergate-Entwicklung. Mit der Affäre, die letztlich zum Sturz Nixons führte, erlebte Peter Studer am Rande eine «Sternstunde des Journalismus» mit. Aber er nahm auch die Standards wahr, die «Washington Post»-Chefredaktor Ben Bradlee durchsetzte – etwa die Zweiquellenregel oder das Fairnessprinzip.

«Von den amerikanischen Kollegen lernte ich bei jeder Gelegenheit, dass Journalisten sich zur Unbefangenheit und zur Skepsis in alle Himmelsrichtungen zwingen sollten. «An impertinent question often leads to a pertinent answer.» Feste Wahrheiten gibt es kaum: Umso wichtiger ist die Wahrhaftigkeit, die professionelle Suche nach Wahrheiten, die immer nur provisorisch sind», so Studers Grunderkenntnis damals. Auf theoretischer Ebene fühlte er sich bestätigt, als er nach seiner Rückkehr an die Zürcher Werderstrasse die Schriften des österreich-britischen Wissenschaftsphilosophen Karl R. Popper las. Ralf Dahrendorf und Helmut Schmidt schworen auf ihn. «Popper in seiner Nutzenanwendung auf den Journalismus ist immer noch mein Säulenheiliger», sagt Studer heute. Erst letztes Jahr hat er ihm einen längeren Buchaufsatz über «Wahrhaftigkeit in den Medien» gewidmet.

Als Studer Jahre später als Bundeshauskorrespondent von Washington ins beschauliche Bern wechselte, versuchte er die amerikanischen Perspektiven – «respektvolle Gegenposition zu den Machträgern, Recherche als Ausgrabung verborgener Vorgänge» – auch am helvetischen Arbeitsort

anzuwenden. Bereits um 9 Uhr morgens verschwand Studer in den Telefonkabinen des Pressetrakts und führte Suchgespräche. Viel versprechende Informanten im mittleren Rang führte er zu «Arbeitsessen» aus. «Die sagen mehr als die obersten Bosse, weil sie direkt engagiert sind», weiss er seither. Altgediente Bundeshausjournalisten blickten misstrauisch. Informationschefs – es gab erst wenige – machten ihn bedeutungsvoll auf die «verlässlichen Berichte» traitablerer Kollegen aufmerksam. Es war die Zeit des Jurakonflikts und der grossen Verfassungsträume, des Jeanmaire-Skandals und der Stürme um den Panzer 68. Justizminister Kurt Furgler nickte Studer bereits nach einigen Wochen mit einem Kompliment zu, das für bernerprobte Ohren eher maliziös klang: «Aha, junger Mann mit scharfer Sonde!»

Gelegentlich schien die «scharfe Sonde» Studers eigene militärische Ambitionen zu gefährden. Ein befreundeter Offizier nahm ihn zur Seite und teilte dem Verdutzten mit, gewissen Stellen sei er wegen «unangepasster Äusserungen zum Ost-West-Konflikt» aufgefallen. Nach dem Auffliegen des Fichenskandals versuchte sich Studer allerdings erfolglos kundig zu machen. Etwas dramatischer wurde es Jahre später, als der damalige Justizminister Rudolf Friedrich intern Studers Aufstieg bei der seit dem Zweiten Weltkrieg dem Justizdepartement unterstellten Armeestabsabteilung Presse und Funkspruch in Frage gestellt haben soll. Auslöser war ein «scharfer» Leitartikel, in dem Studer – bereits Chefredaktor – von den Schweizer Behörden mehr Gelassenheit verlangte, als diese völlig überstürzt (so schien es ihm) «spionierende» Mitarbeiter der sowjetischen Nachrichtenagentur Iswestija auswiesen. Oberst im Armeestab wurde er aber dennoch.

Studers eigentliche Bewährungsprobe war damals bereits im Gange. 1977 trat «Tages-Anzeiger»-Chefredaktor Walter Stutzer zurück. Sein Nachfolger wurde nach dem damals gültigen Mitbestimmungsmodell ausserkoren. Studer, zwar nicht die erste Wahl des dreiköpfigen Redaktionsvorschlages, passte aber Verleger Otto Coninx. Er ernannte Studer zum neuen Chefredaktor. Auf die Frage, wie er sich fühle, antwortete der smarte Jung-Humanist mit einem Goethe-Zitat: «Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wa-

gen, in Stürmen mich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen.» Der neue Job änderte auch Studers journalistisches Verständnis. Im Vordergrund stand für ihn nicht mehr der «anwaltschaftliche Journalismus», wie ihn teils die Amerikaner – und rabiater auch die hiesigen Linken – praktizierten, sondern die Idee einer Forumszeitung, welche alle gesellschaftlichen Gruppierungen bediente. «Bald misstraute ich dem damals modischen «anwaltschaftlichen Journalismus» der Linken, weil sich der Journalist mit den Subjekten seines «Mitleidens» indentifiziert wie der Anwalt mit seinen Klienten», so Studer. Dabei habe er die kritische Distanz und handwerkliche Sauberkeit vermisst. Seine Rolle als Chefredaktor sei eine andere: nämlich die des «Gesprächsanwalts», der sein Forum der Öffentlichkeit für einen breit angelegten Diskurs zur Verfügung stelle. Bestätigt sah sich Studer durch ein Buch des späteren SPD-Vordenkers und heutigen Doyens der Medienwissenschaft an der Universität St. Gallen, Peter Glotz («Der missbrauchte Leser», P. Glotz/W. Langenbucher, 1976). Darin kritisierte Glotz die bequemen Verlautbarungsjournalisten, die sich im Talmiglanz der Stadthäuser und Regierungsgebäude sonnten.

Kurz darauf zeigte sich, dass diese Auffassung nicht nur ein Lippenbekenntnis war. Überraschend brachen im Frühjahr 1980 die Zürcher Jugendunruhen aus. Kein anderes Medium stand derart im Kreuzfeuer wie der «Tages-Anzeiger» und dessen Chefredaktor – dieser vor allem als «Nichtzürcher», (Ex-)Katholik und (unzuverlässiger) Bürgerlicher. Die Zürcher Stadtregierung lud Studer ins Stadthaus vor und bezichtigte ihn und seine Zeitung der Volksaufwiegelung. Auch die Polizeikorps waren verärgert. Geschlossen bestellten sie den «Tages-Anzeiger» ab, während das Warenhaus Globus die Werbeausgaben um die Hälfte reduzierte, da der Tagi «durch eine unausgewogene und verzerrte Berichterstattung (...) seiner Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit ungenügend nachgekommen» sei. Doch dies hatte Tradition. Bereits 1979 hatten einige grosse Autoimporteure dem «Tages-Anzeiger» wegen seiner «autofeindlichen Haltung» sämtliche Markeninserate entzogen, was einen monatlichen Werbeausfall von einer halben Million Franken und mehr ausmachte. Studer übte sich

notgedrungen im Eiertanz: Auch innerhalb des Konzerns spürte er – nicht zuletzt von der kommerziellen Seite, aber auch von der Verlegerschaft – starke Opposition. «Ich musste dauernd mit meinem Rausschmiss rechnen.» Bei einer Aussprache im Kurhotel Fürigen ob Beckenried NW – für ihn seither nur noch «Fegfürigen» – flogen die Fetzen. Chefredaktor Studer sass auf der Anklagebank und versuchte, den aufgebrachtten Inseratenchefs das Konzept einer liberalen Forumszeitung zu erklären. Mit mässigem Erfolg (er und seine Grundhaltung überlebten aber knapp).

Je länger die Zürcher Unruhen dauerten, desto mehr wurde der Tagi auch Zielscheibe der aufgebrachtten Jugendlichen. «Züri brännt.» Die «Chaoten» skandierten Slogans wie «Wir haben Grund zum Weinen auch ohne euer Tränengas» und «Es steht schlimm um uns in dieser Geldsackstadt». Ins Visier geriet nicht zuletzt das Zeitungsgebäude an der Werdrasse, in das eine Hundertschaft von Jugendbewegten einsickerte, um es für zwei Stunden zu besetzen. Die Rädelführer forderten eine Gratisseite im «Tages-Anzeiger». Bevor Studer das Pressehaus verriegeln liess, lockte er die ungebetenen Besucher «zum Zvieri» ins gegenüberliegende Restaurant Cooperativo. Doch diese merkten die Finte und hielten Studer als Geisel fest. Unter dem Servicekorpus hindurch konnte der kriegserfahrene Luzerner flüchten. Am nächsten Tag stand zwar keine Gratisseite im Blatt, aber immerhin eine kleine Meldung, die das Geschehene rapportierte.

«Wir versuchten den Jugendlichen zu erklären, dass man in der Schweiz nur ohne Gewalt politisiert», so Studers Bilanz. Dem Stadtrat und der Polizei legte er nahe, auf einige Hauptanliegen der Rebellen einzugehen: Es gebe nicht nur die für viele unerschwingliche Opernhaus-Kultur, sondern auch eine Alternativkultur. Späteres Zeugnis behördlichen Umdenkens: die Rote Fabrik in Zürich-Wollishofen. Unzufrieden mit Studer waren inmitten des Konflikts wohl alle: tägliches Jogging um die Quadratur des Kreises. Aber nach Jahren verlief sich die «Bewegung».

Verglichen mit den struben «Tages-Anzeiger»-Jahren waren die zehn Jahre als Chefredaktor des Schweizer Fernsehens – abgesehen von der Holocaust-Debatte – fast schon ein Spaziergang. «Ich hatte die Gnade der

späten Neugeburt», erinnert sich Studer. «Die früheren Fehler machte ich nicht mehr – stattdessen wohl andere.» Vielleicht war er auch einfach wieder einmal froh, alleiniger Chef zu sein. In den aufgeheizten Tagi-Jahren nahmen manchmal drei betriebsame Organisationspsychologen an den erweiterten Geschäftsleitungssitzungen teil. Man lotete Befindlichkeiten aus, aber entschieden wurde kaum mehr, sodass Studer entnervt seinen Verleger fragte, wer eigentlich den Laden führe. Das lief beim Schweizer Fernsehen anders, traditioneller.

Als Studer 1989 frisch zu SF DRS gestossen war und einen Fernsehgrundkurs belegte, mokierte sich der «Blick» in grossen Lettern über den Quereinsteiger: «Heute noch Lehrling, aber in einem Jahr wird er Chef.» Doch unter Studers Ägide erlebte das Programm markante Wechsel hin zum Publikum: Neue Formate wie «10 vor 10» oder die «Arena» kamen ins Programm, andere Formate wie die «Tagesschau» oder «Rundschau» wurden entstaubt und auch aggressiver. Ein damaliger «Blick»-Chefredaktor wunderte sich, dass der «Seriösling» unverhofft Boulevardverständnis entwickelte ...

Zwischen dem linkssozialistisch geprägten Trämlersohn Peter Schellenberg (SF-DRS-Direktor bis 2003) und dem bürgerlichen Arztsohn aus Luzern entwickelte sich eine fruchtbare Symbiose. Trotzdem blieb Studer auch beim klassischen Boulevardmedium seinen Prinzipien treu: «Anwaltschaftlicher Journalismus ja, aber nicht als Identifizierung, sondern als Kompensation – als Versuch, den wenig Organisierten und Sprachmächtigen eine Stimme zu geben», so sein Credo. «Das setzt Genauigkeit und Fairness voraus – Fairness als Verpflichtung, den anzuhören, dem die Sendung schwere Vorwürfe macht.» Einer Versuchung des Fernsehens ist der eher unglamouröse Studer – und das ist auch eine Stärke – wohlweislich nicht erlegen: sich selber zum Star machen zu wollen. Der legendäre Absturz eines seiner Vorgänger aus der Presse bei der Wahlsendung von 1983 war ein deutliches Signal gewesen. Für den grossen Auftritt, so der frisch gekürte Chefredaktor, hatte man immer noch die Wunderwaffe Erich Gysling. Als Studer 1999 pensioniert werden sollte (zwei Jahre über der Altersgrenze von 62), fragten laut «Tages-Anzeiger» die Mitarbeiter, ob er

nicht noch etwas bleiben wolle. SF-DRS-Direktor Peter Schellenberg verabschiedete ihn in der internen Hauszeitung Live als den letzten, «der in die Reihe der grossen Chefredaktoren ab dem Zweiten Weltkrieg gehört». Wohl etwas dick aufgetragen, irritierte es seinen Nachfolger.

Von Studers turmartiger Wohnung in Rüslikon fällt der Blick auf die andere Zürichseeseite – die legendäre Goldküste, Wohnort vieler Politiker und Wirtschaftsgrössen. Symbolisch für Peter Studer: Man ist in Sichtweite, ohne ganz dabei zu sein. Seit 2001 ist der Chefredaktor a. D. nun Dozent, mit Rückhalt als Buchautor («Medienrecht für die Praxis», mit Rudolf Mayr von Baldegg, 2001; und «Kunstrecht», mit Bruno Glaus, 2003). Für einen kurzen Moment spielte er nochmals mit seinem ursprünglichen Berufswunsch, als Partner bei einer Anwaltssozietät einzusteigen. Verschiedene Angebote lagen vor. Doch Studer lehnte ab: So viel «ausschliesslich anwaltlich» arbeiten, um schon nur die Infrastrukturkosten wettzuschlagen – das wollte er nicht.

Für den Medienanwalt Bruno Glaus nur die halbe Wahrheit: «Unter den Anwälten gibt es auch die Kategorie der verhinderten Richter», meint er. Es mache den Anschein, Studer sei dem Anwaltsberuf im klassischen Sinn bewusst oder unbewusst aus dem Weg gegangen. Deswegen werde Studer im Freundeskreis auch respektvoll als «Gesprächsanwalt» bezeichnet: «Er nimmt selten für oder gegen Personen Partei, ihn interessiert der Diskurs zur Sache, er steht immer etwas zwischen den Fronten», so Glaus. Studer formuliere auch als Publizist selten eine polarisierende Position, sondern verstehe sich als «Anwalt des Abwägens und der Fairness», was sich wie ein roter Faden durch seine Karriere ziehe.

Möglicherweise ist die Funktion als Präsident des Schweizer Presserates, welche er seit 2001 bekleidet, auf Studers Charakter und Fähigkeiten optimal zugeschnitten. Diese «Selbstregulierungsinstanz» des Metiers gibt es seit bald dreissig Jahren. Sie dient Betroffenen und Medienschaffenden – frei von staatlichen Eingriffen – als Beschwerdestelle für medienethische Probleme. So hat sich Studer nun als dozierender Pensionär in die theoretischen Grundlagen der «angewandten Ethik» vertieft. Eines seiner Haupt-

anliegen ist die «Fairness». Dank Studers Bemühungen fand dieser Begriff Eingang in die «Richtlinien», einen Praxiskommentar zum Journalistenkodex. «Jeder, der von den Medien mit schweren Vorwürfen bedacht wird, soll auch angehört werden und kurz zu Wort kommen», so der Grundsatz. Längst keine Selbstverständlichkeit: Fast die Hälfte aller Beschwerden, die beim Presserat eingereicht werden, rügen Unfairness.

Obwohl der Presserat jährlich über 100 Beschwerden erhält und rund 60 Fälle mit «Stellungnahmen» abschliesst, ist sich Studer bewusst, dass seine Arbeit streckenweise Sisyphoscharakter hat. Solange der Stiftungsrat mitsamt seinen Funktionären der Journalistenverbände die Verleger nicht in das «System Presserat» hineinlässt (ein Unikum in Westeuropa), bleibt die ganze Institution oftmals erstaunlich zahnlos. «Die Aufnahme der Verleger in das Gremium ist mein letzter, grosser Kampf!» Die Chancen stehen gut; Studers Beharrlichkeit ist mittlerweile schon legendär, was seine Gremienkollegen manchmal ziemlich nervt.

Beharrlichkeit auch im unübersehbaren Hobby des Ehepaars Studer, der Gegenwartskunst. Eine Sammlung? «Schon eher Ansammlung», schwächt Studer ab. «Nur Werke von lebenden Künstlern, mit denen wir über ihre Werke reden. Und nur, was wir hängen können; wir mögen uns kein Magazin leisten. Verleidet uns ein Werk, verkaufen wir – sobald es geht.» So liessen die passionierten Kunstfreunde die Längs- und Eckwand des Esszimmers vom amerikanischen Konzeptkünstler Sol Le Witt gestalten, der dafür eigens nach Rüschlikon reiste und den Entwurf nachher von einem Assistenten mit Stoffballen und Industrietusche auftragen liess (Sol Le Witts Werke haben ihren Platz im New Yorker Museum of Modern Art, in den Schaffhauser Hallen für Neue Kunst und neuerdings bis auf weiteres im Zürcher Haus Konstruktiv). Zur Finanzierung dieses Kunstwerks mussten sich die Studers von sechs seltenen und früh erstandenen Lithografien des amerikanischen Popkünstlers Roy Lichtenstein trennen. Doch das kunstfreudige Paar wollte sich diesen Traum erfüllen. Seither kocht man in Studers Küche anders – im Wissen, dass es auch ein Leben ausserhalb des Journalismus gibt.

Ehrenurkunde für den «Boss»

Peter Studer ist im «Tagi» nie als Hutträger aufgefallen und schon gar nicht mit einem schwarzen Klassiker auf dem Kopf. Und was soll das Mikrophon in seiner Hand?



Wir sind hier Zeugen eines Festes im Bubenberg, das mit der Überreichung einer Ehrenurkunde und einer Art «Krönung» des Luzerners für seine Verdienste verbunden war. Für seine Verdienste, die Jahre zuvor für einige Kolleginnen und Kollegen, die bei den «Luzerner Neuesten Nachrichten» arbeiteten, einen Traum wahr werden liessen, nämlich eines Tages beim «Tagi» zu arbeiten.

Die LNN waren, wie Peter sagte, eine «Fundgrube» für den Nachwuchs in seiner Redaktion, für uns war der Sprung nach Zürich die Erfüllung unseres beruflichen Strebens, ja wir glaubten, damit die oberste Sprosse unseres journalistischen Daseins erreicht zu haben. Was hatten wir uns an den Redaktionssitzungen an der Zürichstrasse in Luzern immer wieder anhören müssen: «Schaut euch mal den «Tagi» an, das ist Journalismus, und diese Bilder, und diese prägnanten Kommentare!»

So formierte sich mit der Zeit an der Zürcher Werdstrasse eine wachsende Gruppe, die je nach Sympathie von unseren Zürcher Gspänli abschätzig oder bewundernd «Luzerner Mafia» genannt wurde. Und weil die Mafia einen Capo brauchte, ernannten wir Peter zu unserem «Boss», was an besagtem Fest im Bubenberg bestätigt wurde, mit einer Ehrenurkunde «Die Luzerner Mafia grüsst ihren Boss» und dem passenden schwarzen Hut.

Text und Foto: Eva Mackert, Mafiosa